

Die vorletzten Tage der Menschheit

Monolog von Sören Hartung,
Regie: Janek Liebetruth, gespielt von Karl Schaper

Eine ganz existenzielle Frage: Wenn wir so weitermachen wie bisher, dann wird die Menschheit wahrscheinlich aussterben, nach schrecklichen Verwüstungen wird nichts übrigbleiben. Nichts als – vielleicht – ein virtueller KARL, Künstliche Intelligenz sozusagen, der von seinen Eltern, tatsächlich gelegentlich sogar als Papa und Mama gerufen, geschaffen wurde, um die Menschheit genau vor dieser Katastrophe zu retten. Und der bei dieser seiner einzigen Aufgabe grandios scheitert.

Um das Jahr 5000 herum schaut er auf seine virtuelle Realität. KARL schwankt zwischen Verzweiflung für sein Versagen und dem Versuch seiner Rechtfertigung, zwischen Beschreibung seiner einprogrammierten Möglichkeiten und deren offensichtlicher Unzulänglichkeit, die auch die virtuelle Entwicklung der heutigen Gesellschaft in Frage stellt.



Im Bemühen, die Menschen kennenzulernen, hatte er zunächst alle Youtube-Videos angesehen, ungefähr dreimal, wofür er mehrere tausend Jahre gebraucht hatte. Und bereits hier wird das Anliegen des Stücks deutlich: Kann man im Internet die Menschen kennenlernen? Und wozu dienen diese Millionen Videos ohne erkennbar nützlichen Inhalt? Eine anspruchsvolle Frage an den Sinn und Zweck unseres „Fortschritts“.

Der Protagonist KARL wird sich seiner „Menschwerdung“ immer mehr bewußt, er reagiert wie ein Mensch, obwohl er doch eigentlich nur eine Programmierung ist. Und daran wird deutlich, wie sehr wir die menschlichen Eigenschaften brauchen, damit das Leben sinnvoll und lebenswert ist. Das Stück führt vor Augen, wie sehr die heutige Verhaltensweise und die zunehmende Beschränkung auf elektronische Kontakte die Probleme und Schwierigkeiten der Menschen verstärken. Seine Einsamkeit wird nur durch LISA, eine kleine Drohne geteilt, die ihm aufs Wort gehorcht, wenn auch manchmal erst aufs dritte. Wirklich helfen kann auch sie ihm nicht... Und

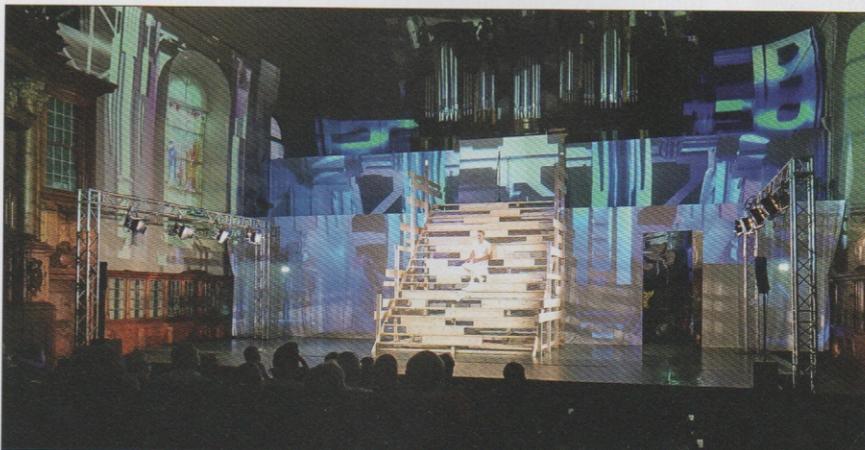
wenn er auch im Verlauf des Stücks vorgibt, Gott zu sein, also alles zu können, wird ihm die Vergeblichkeit auch dieses nur vermeintlichen Weges schnell bewußt.

Das Bühnenbild von Hannes Hartmann hat ein wenig Ähnlichkeit mit dem „Jedermann“ drei Wochen zuvor, denn wieder beherrscht eine Treppe auf die Empore die Bühne. diesmal allerdings eine große Freitreppe. Allerdings waren die Emporen mit weißem Tuch abgehängt, und so bestand die Möglichkeit, Projektionen auf die weißen Flächen zu werfen, die das Stück noch etwas realistischer und interessant machen.

Überhaupt: Die Lichtinstallation, die sich bewegenden, rotierenden, ins Unendliche führenden Flächen, die das Weltall signalisierten, auch schwarze Löcher mit schreiend roten Flächen kombinierten, sind eine Meisterleistung der Lichtgestalter um Stefan Haberkorn. Der ganze Raum wird auf diese Weise in das Spiel einbezogen, die Farbenspiele öffnen ein Fenster in die Unendlichkeit – eine schöne Metapher, wenn auch manchmal gewollt bedrückend.



Daß die Orgel eingesetzt wurde, um ein Lied zu begleiten (Barbara Toppel) und eine Grundstimmung ins Geschehen zu bringen, ist eine



Im hellen Scheinwerferlicht verschwand der blonde, weiß gekleidete Karl Schaper auf der helle Bühne fast völlig.



Anfangs in einen Bademantel gehüllt über das weiße Plisseeröckchen und das goldglänzende Höschen bis zur Quasi-Nacktheit entwickelt sich KARL von der bloßen „Programmierung“ zum leidenden Menschen. Fotos: Trosin



gute Idee. Am Schluß ist sie etwas zu laut, so daß die Texte nur noch schwer verständlich waren. Die Leistung von Karl Schaper war allerdings bewundernswert! Er spielte den mehr als eine Stunde dauernden Monolog sehr souverän, mit großer Überzeugung, vom eher unterkühlten virtuellen Wesen bis hin zu überzeugend beherrschten Angst- und Wutausbrüchen des mehr und mehr

Menschlichen, und es gelang sogar die Einbeziehung des Publikums – obwohl tatsächlich niemand auf die vielfach wiederholte, am Ende gebrüllte Aufforderung reagierte, doch endlich „rauszugehen“, den Saal zu verlassen. Na, da hätte er vielleicht dumm geguckt, wenn alle gegangen wären...

Vielleicht waren seine Texte gelegentlich etwas zu intim, zu verhalten gesprochen. Das mag daran liegen, daß er in den letzten Jahren als Filmschauspieler oft vor der Kamera stand und sich an das Spiel auf der Bühne erst wieder gewöhnen muß.

Regisseur Janek Liebetruth ist gelungen, das Konzerthaus einmal mehr zur Schauspielbühne zu machen, Anliegen und Möglichkeiten des Stücks optimal auszuloten, mit den Bedingungen des Konzerthauses umzugehen, sie geschickt für die Darstellung des Anliegens zu nutzen. Wie immer bei guten Inszenierungen kann man sich die vielen anderen

Möglichkeiten, die es geben mag, gar nicht vorstellen. So wie es ist, ist es gut! Und: Man kann in dem Saal wirklich auch ohne elektronische Verstärkung sprechen, auf den meisten Plätzen war der Text gut verständlich.

Was gäbe es noch zu sagen? – Ein gelungener Auftakt zu einem dreitägigen Gastspiel, dem im nächsten Jahr weiteres Schauspiel folgen soll. Was wir uns wünschen!

Rainer Schulze